

# Das "Heiligenstädter Testament" des tauben Ludwig van Beethoven

Autor(en): **Beethoven, Ludwig van**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **58 (1953-1954)**

Heft 13

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-316206>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

gern strich sie über dein dunkles Samtköpflein. Ihr lieber Arm hielt mich so sicher, ich fühlte deinen warmen Hauch in mir, und da standest du auf einmal nimmer zwischen uns, sondern mir war, als ob wir dich auf gemeinsamen Händen trugen, meine Mutter und ich, und da war auch die heftige Freude und das Gefühl, daß nun das Allerschönste in unser Dasein gekommen sei und mein Leben eine Aufgabe erhalten habe. Wie schön hätte das alles werden können, Rehlein!

Aber die Freude konnte mich doch nicht daran hindern, daß ich von nun an mein Unglück unter einem andern Gesicht sah, daß ich mit argwöhnischem Spürsinn mein vierzehnjähriges Leben durchsuchte und das Verhalten meiner Mutter gegen ihre ungleichen Kinder zerpfückte. Das waren häßliche, verworrene Zeiten, wo ich Weltverachtung lernen wollte und doch nur mich selbst verachten mußte; denn ich fühlte wohl, daß es die gemeinsame Eifersucht war, die in mir bohrte, und wie ich daran ging, der Mutter zu dem unverschuldeten noch den selbstgewollten Kummer zu häufen. Aber meine Mutter, die in die Tiefe jedes Schmerzes sah und es wohl verstand, das Unbewußte unter seiner Decke zu lassen, wo es not tat, vermochte es auch diesmal, meine arme Seele zu erlösen, ohne ein Wort, ohne eine einzige hindeutende Gebärde, bloß dadurch, daß sie unverändert in ihrem lautern Wesen verharrte und all meinen unausgesprochenen Fragen standhielt. Und da ich bei allem trotzigsten Forschen und dem schlimmsten Willen am Bild der Mutter keinen Zug entdeckte, darin nicht ihre Liebe zu mir zu erkennen war und diese Heiterkeit, die mit Lustigsein weniger zu tun hatte als mit dem ausgesöhnten Herzen, verlor sich nach und nach alle Bitterkeit, die jene Erkenntnis in mir aufgeschleicht hatte, und das junge Herz fand seinen alten Glauben.

Peter Grüning sagte es einmal: «Was mußt du für eine Mutter gehabt haben, daß du so unverbittert und ohne Mißtrauen deinen Buckel durch die Welt trägst und dir diesen Menschenglauben erhältst, den keiner von uns gradgewachsenen Seelenkrüppeln aufbringt! Eine große, eine ganze Frau muß das gewesen sein!» Um dieses einen Wortes willen hätte ich den Menschen lieben müssen bis ans Ende.

---

### **D' Muetter isch no gäng drby!**

Mängisch z'Obe no dr Arbet,  
wenn ig ändlig rueje cha,  
gwahr ig, aß ig uf em Bänkli,  
d'Händ mueß übereinander ha.

's Bättli han ig lang vergässe,  
's mueß drum öppis anders sy;  
's goht mr noch vo deheime:  
D'Muetter isch no gäng drby!

*Josef Reinhart: «Im grüne Chlee»*

---

### **Das «Heiligenstädter Testament» des tauben Ludwig van Beethoven**

Dieses Vermächtnis Ludwig van Beethovens — entnommen der Beethoven-Biographie J. A. Lux' — ist eines der erschütterndsten Dokumente der Menschheit. Der tief bedauernswerte geniale Musiker klagt hier über seine zunehmende Taubheit.

Oh, Ihr Menschen, die Ihr mich für feindselig, störrisch oder eigensinnig haltet, wie Unrecht tut Ihr mir! Ihr wißt nicht die geheime Ursache von dem, was Euch so scheint. Mein Herz und mein Sinn waren von Kindheit an für das zarte Gefühl des Wohlwollens; große Taten zu voll-

bringen, dazu war ich immer aufgelegt, aber bedenket nur, daß seit sechs Jahren ein heilloser Zustand mich befallen, durch unvernünftige Ärzte verschlimmert. Von Jahr zu Jahr in der Hoffnung, gebessert zu werden, betrogen, endlich zur Annahme der Tatsache eines dauernden Übels (dessen Heilung vielleicht Jahre dauern wird oder gar unmöglich ist) gezwungen, mit feurigem, lebhaftem Temperament geboren, selbst empfänglich für die Freuden der Gesellschaft, mußte ich früh mich absondern, einsam mein Leben zubringen. Wollte ich auch zuweilen mich einmal über alles das hinaussetzen, o wie hart wurde ich durch die verdoppelte traurige Erfahrung meines schlechten Gehörs dann zurückgestoßen, und doch war's mir noch nicht möglich, den Menschen zu sagen: Sprecht lauter, schreit, denn ich bin taub. Ach, wie wäre es möglich, daß ich die Schwäche eines Sinnes zugeben sollte, der bei mir in einem vollkommeneren Grade als bei andern sein sollte, eines Sinnes, den ich einst in der größten Vollkommenheit besaß, in einer Vollkommenheit, wie ihn wenige von meinem Fache gewiß haben, noch gehabt haben. Nein, ich kann es nicht. Darum verzeiht, wenn Ihr mich da zurückweichen sehen werdet, wo ich mich gerne unter Euch mischte. Doppelt wehe tut mir mein Unglück, indem ich dabei verkannt werden muß. Für mich darf Erholung in menschlicher Gesellschaft, feinere Unterredungen, wechselseitiger Austausch nicht statthaben. Ganz allein, fast nur so viel, als es die äußerste Notwendigkeit fordert, darf ich mich in Gesellschaft einlassen. Wie ein Verbannter muß ich leben; nähere ich mich einer Gesellschaft, so überfällt mich eine heiße Ängstlichkeit, indem ich befürchte, meinen Zustand merken lassen zu müssen. — So war es denn auch dieses halbe Jahr, das ich auf dem Lande zubrachte. Von meinem vernünftigen Arzte aufgefordert, soviel als möglich mein Gehör zu schonen; kam er fast meiner jetzigen natürlichen Verfassung entgegen, obschon, vom Triebe zur Gesellschaft manchmal hingerissen, ich mich dazu verleiten ließ. Aber welche Demütigung, wenn jemand neben mir stand und von weitem eine Flöte hörte und ich nichts hörte, oder jemand den singenden Hirten lauschte und ich auch nichts vernahm. Solche Ereignisse brachten mich nahe der Verzweiflung; es fehlte wenig, und ich endigte selbst mein Leben. — Nur sie, die Kunst, sie hielt mich zurück. Ach, es dünkte mir unmöglich, die Welt cher zu verlassen, bis ich das alles hervorgebracht, wozu ich mich aufgelegt fühlte, und so fristete ich dieses elende Leben — wahrhaft elend, einen so reizbaren Körper, daß eine etwas schnelle Veränderung mich aus dem besten Zustand in den schlechtesten versetzen kann.

Geduld — so heißt es. Sie muß ich nun zur Führerin wählen; ich habe es getan. — Dauernd, hoffe ich, soll mein Entschluß sein, auszuharren, bis es den unerbittlichen Parzen gefällt, den Faden zu brechen. Vielleicht geht's besser, vielleicht nicht, ich bin gefaßt. — Schon in meinem achtundzwanzigsten Jahre bin ich gezwungen, Philosoph zu werden; es ist nicht leicht, für den Künstler schwerer als für irgend jemand.

Gott, Du siehst herab auf mein Inneres, Du kennst es, Du weißt, daß Menschenliebe und Neigung zum Wohltun darin hausen. O Menschen, wenn Ihr einst dies leset, so denkt, daß Ihr mir unrecht getan, und der Unglückliche, er tröste sich, einen seinesgleichen zu finden, der trotz allen Hindernissen der Natur doch noch alles getan, was in seinem Vermögen stand, um in die Reihe würdiger Künstler und Menschen aufgenommen zu werden.

Ihr, meine Brüder Karl und Johann, sobald ich tot bin, und Professor Schmidt lebt noch, so bittet ihn in meinem Namen, daß er meine Krankheit beschreibe, und dieses hier geschriebene Blatt fügt Ihr dieser meiner Krankengeschichte bei, damit wenigestens soviel als möglich die Welt nach meinem Tode mit mir versöhnt werde. — Zugleich erkläre ich Euch beide hier als die Erben des kleinen Vermögens (wenn man es so nennen kann) von mir. Teilt es redlich und vertragt und helft einander. Was Ihr mir zuwider getan, das wißt Ihr, war Euch schon längst verziehen. Dir, Bruder Karl, danke ich noch insbesondere für Deine in dieser letzten Zeit mir bewiesene Anhänglichkeit. Mein Wunsch ist, daß Euch ein besseres, sorgenloseres



Heute kann dem Taubstummen sogar ein Stück Musik erschlossen werden. Am Tamburin spüren die Hände die Tonschwingungen mit der Zeit so differenziert, daß auch die Tonhöhe, vor allem aber natürlich der Rhythmus empfunden werden kann.

Leben als mir werde. Empfehlt Euren Kindern Tugend; sie nur allein kann glücklich machen, nicht Geld; ich spreche aus Erfahrung; sie war es, die mich selbst im Elend gehoben, ihr danke ich nebst meiner Kunst, daß ich durch keinen Selbstmord mein Leben endigte. — Lebt wohl und liebt Euch! — Allen Freunden danke ich, besonders Fürst Lichnowsky und Professor Schmidt. — Die Instrumente von Fürst Lichnowsky wünsche ich, daß sie doch mögen aufbewahrt werden bei einem von Euch; doch entstehe deswegen kein Streit unter Euch. Sobald sie Euch aber zu was Nützlicherem dienen können, so verkauft sie nur. Wie froh bin ich, wenn ich auch noch unter meinem Grabe Euch nützen kann!

So wär's geschehen. — Mit Freuden eil' ich dem Tode entgegen. — Kommt er früher, als ich Gelegenheit gehabt habe, noch alle meine Kunst-

fähigkeiten zu entfalten, so wird er mir trotz meinem harten Schicksal doch nicht zu früh kommen. — Ich bin zufrieden: befreit er mich nicht von einem endlosen leidenden Zustande? — Komm, wenn Du willst, ich gehe Dir mutig entgegen. — Lebt wohl und vergeßt mich nicht ganz im Tode. Ich habe es um Euch verdient, indem ich in meinem Leben oft an Euch gedacht, besorgt, Euch glücklich zu machen; seid es!

*Heiligenstadt, 6. Oktober 1802.*

*Ludwig van Beethoven*



Wenn schon die ganze Welt der Farben dem Blinden auf immer verschlossen bleibt — die Welt des Tastbaren wird an ihn herangebracht in so reicher Auswahl, als immer nur möglich.

### **Der Blinde und die Milch**

*Leo Tolstoi*

Ein Blindgeborener fragte einst einen Sehenden: «Welche Farbe hat die Milch?»

«Die Milch», erwiderte der andere, «ist weiß wie das Papier.»

«Also gibt diese weiße Farbe ein Geräusch von sich wie das Papier, wenn es zerknüllt wird?»